

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 40.

Mittwoch, 17. Februar.

1915.

(17. Fortsetzung.)

## Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlsen.

Die beiden Herren waren sehr ernst gestimmt. Doktor Schlessing, der in seiner Eigenschaft als Arzt viele Ehrenhändel gesehen, hatte vor Pistolenduellen einen großen Respekt, und Melgers war ein weicherziger, guter Junge, der für Stephan durchs Feuer gegangen wäre und dem bei allem Mannesmut der Gedanke an die Möglichkeit eines fatalen Ausganges das Herz zusammenpreßte.

Nur Stephan war fast heiter. Sie waren die ersten, nach wenigen Minuten folgte der Leutnant mit seinen Sekundanten, zwei Regimentskameraden. Nach dem üblichen vergeblichen Versöhnungsversuch nahmen die Gegner Aufstellung.

Dreimaliger Kugelwechsel war vereinbart. Maltitz hatte den ersten Schuß. Seine Kugel fuhr haarscharf an Stephans Ohr vorbei, Stephan fehlte ebenfalls, und das Duell nahm seinen Fortgang.

Maltitz schoß zum zweiten Male. Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, sah man Stephan schwanken. Doktor Schlessing stürzte hinzu und hatte gerade noch Zeit, den Taumelnden aufzufangen und ihn sanft ins Gras niedergleiten zu lassen.

„Da haben wir's!“ sagte er und riß dem Bewußtlosen das Hemd auf.

Maltitz war auch herangeeilt. Sein Gesicht war aschfahl und er mußte zweimal ansehen, bevor seine bebenden Lippen die Frage herausbrachten: „Lebt er?“

Schlessing untersuchte die Wunde.

„Es scheint kein edler Teil verletzt zu sein“, sagte er kurz, „aber es läßt sich ohne gründliche Untersuchung, die ja hier nicht möglich ist, nichts Genaues sagen. Wir wollen vor allen Dingen sehen, daß wir ihn möglichst unauffällig nach Hause bringen, damit die Frauen nicht übermäßig erschrecken.“

„Kann ich noch irgendwie behilflich sein, lieber Doktor?“ flehte Maltitz, den die Neue verzehrte.

„Nein, Maltitz. Gätten Sie lieber vorhin ein Loch in die liebe Gottesnatur geschossen, dann hätten Sie uns viel erspart, so aber, nachdem Ihrer Ehre Genüge geschehen ist, tun Sie am besten, sich mit Ihren Schießbrügeln auf den Heimweg zu begeben.“

„Gott weiß, daß ich das nicht gewollt habe“, murmelte Maltitz. „Ich hielt immer ganz scharf nach rechts; wie es kam, daß die Kugel, die an ihm vorbeistreichen sollte, ihn traf, weiß ich nicht.“

„Mathematisch berechnen läßt sich so ein Vieß von einem Projektil eben nicht“, sagte Schlessing trocken, während er den Notverband beendete. „Und jetzt aufgepaßt, meine Herren. Sie helfen wohl“, wendete er sich an die gegnerischen Sekundanten, „denn mit dem Körper werden wir zwei armseligen Stadtmenschen doch nicht allein fertig.“

Bereitwillig griffen die Offiziere zu, und in wenigen Minuten wurde Stephan, der noch immer bewußtlos war, in sein Automobil gebettet, und im langsamsten Tempo fuhren sie in die Stadt zurück.

Dank der Vorsicht des Doktors und der frühen Morgenstunde gelang es, Stephan in sein Zimmer hinaufzubringen, ohne daß die Mutter oder Fred etwas geahnt hätten. Die einzige, die wach war und das Auto, von tausend quälenden Ahnungen geplagt, erwartete, war Magda. Sie hatte, hinter einem Vorhang verborgen, Stephans Abfahrt vom Hause beigewohnt und war keinen Augenblick im Zweifel darüber gewesen, wohin ihn der Weg führte.

Und nun hatte sie Stunden der entsetzlichen Marter verbracht, gegen die die Wirklichkeit, so traurig sie auch ausfiel, Erlösung bedeutete. Sie wehrte jede Erklärung Schlessings ab und ordnete totenblau, aber mit ungewöhnlicher Energie alles an, was zur ersten Hilfeleistung in diesem Falle erforderlich war. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf das bleiche Gesicht mit den geschlossenen Augen und schauerte zusammen.

Schlessing nahm gleich darauf eine genaue Untersuchung vor. Der Verwundete wurde auf einen Tisch gebettet und die Binden wurden gelöst. Magda hatte sich von Schlessing nicht hinausweisen lassen, sie stand an dem Lager und sah mit weitgeöffneten Augen, wie der Arzt die Wunde, die in der Schulter saß, auswusch und mit der Sonde nach der Kugel suchte. Stephan zuckte zusammen und ein leises Stöhnen entfloß seinen Rippen. Sofort trat Magda in den Hintergrund, sie wollte nicht, daß beim Erwachen sein Blick zuerst auf sie fiel, sie fürchtete die Wirkung der Aufregung. Aber Stephan erwachte erst, nachdem die Kugel entfernt, sein Verband vollendet war und Doktor Schlessing sich befriedigt im Nebenzimmer die Hände wusch. Magda war ihm gefolgt. Sie fragte nicht, aber ihre Augen waren mit einem Ausdruck stummer Qual auf ihn gerichtet, so daß dem Doktor das Herz warm wurde.

„Wenn keine Komplikationen eintreten, so halte ich die Wunde nicht für gefährlich, aber die Blutung war erschöpfend und er bedarf sehr sorgfältiger Pflege. Wollen Sie die übernehmen oder soll ich Ihnen eine Schwester schicken?“

Magdas Gesicht färbte sich plötzlich dunkelrot.

„Ich glaube, es ist auf alle Fälle besser, wenn eine Schwester kommt, ich bin vielleicht doch nicht geliebt genug, um der Aufgabe gerecht zu werden“, sagte sie zögernd.

Schlessing verstand ganz gut. Er glaubte keinen Augenblick, daß es Mangel an Gefühl war, der sie von der Pflege abstehen ließ, er hatte schon vorhin ihr instinktives Zurückweichen gemerkt, als sie geglaubt hatte, Stephan werde die Augen aufschlagen, und da er die frühere Beziehung Maltitz' zu Magda kannte, so fand er unsicher einen Zusammenhang mit dem Duell. Er erhob sich und sagte: „Also ich telephoniere sofort an das Schwesternheim. Adieu, Frau Magda, und: Kopf hoch, es geht noch nicht ans Leben.“

Sie sah ihn dankbar an, und die Spannung löste sich plötzlich in einem heftigen Weinkrampf. Mit einer

Weichheit, die kein Mensch dem Manne zugetraut hätte, beruhigte er die junge Frau und verlieh sie erst, als sie sich vollständig erholt hatte.

Sie war es, die dann zu Frau Terbrügge hinunterging und ihr schonend von dem Jagdunfall ihres Sohnes Mitteilung machte. Die alte Frau jammerte nicht und stellte keine überflüssigen Fragen, sie hörte Magda nicht zu Ende, sondern eilte sofort zu ihrem Sohne.

Der hatte wieder sein Bewußtsein erlangt und lächelte matt, als er das blasse Gesicht der Mutter sich über sich beugen sah.

„Mein geliebter Junge“, flüsterte sie immer und immer wieder.

Er zog mit Anstrengung ihre Hand an seine Lippen. „Es ist nichts, Mutter, nur ein kleiner Streißfuß, geh' zu Fred und Sorge, daß er nichts erfährt. Ich bin nur ein bißchen matt, sonst nichts!“

Die Schwester, eine junge, nette Person mit glattegeheiltem Haar und einer energischen Physiognomie, saß neben dem Bette. Frau Terbrügges Blick suchte vergebens Magda, die sich nach ihrem Eintritt ins Krankenzimmer sofort zurückgezogen hatte. Kopfschüttelnd ging sie zu ihrem anderen Kinde, um zu verhüten, daß ihm die Kunde von dem Geschehenen durch einen unberufenen Schwäger vom Dienstpersonal zugebracht werde.

Aber ganz so glatt, wie Schlessing geglaubt hatte, verlief die Sache nicht. Zu der Nacht trat heftiges Fieber ein. Magda, die, solange er bei Bewußtsein war, sich nicht an seinem Bette sehen ließ, war, als die Phantasien begannen, nicht mehr aus dem Krankenzimmer zu bringen. Vergebens bat sie die Schwester, sich ein bißchen Ruhe zu gönnen, sie kniete am Bette des Kranken und hielt seine Hand und lauschte den Worten, die er verworren und unzusammenhängend ausstieß. Immer und immer kehrte der Name Magda in seinen Phantasien wieder, aber so sehr sie auch horchte, er verriet sich mit keinem Worte. Der Mann, der Gefühle so zu beherrschen wußte, ließ sich selbst in seiner Bewußtlosigkeit nichts entschlüpfen. Groß, Qual, Verachtung bekam sie zu hören, nur nicht das eine Wort, das sie ersehnte, das ihren Zweifeln ein Ende bereitet hätte.

Drei Tage dauerte die kritische Zeit, während deren Schlessing mit unwirklicher Strenge herumging und zwei Konsilien mit den ersten chirurgischen Kapazitäten abhielt, dann trat die Wendung zum Besseren ein, das Fieber wich, das ungetrübte Bewußtsein kehrte zurück.

In der Stadt gab sich eine ungewöhnliche Teilnahme kund, aber Besuche wurden nicht angenommen. Magda empfing niemand, und Stephan wünschte keine Fremden zu sehen. Er erholte sich langsam. An Magda schweifte sein Blick teilnahmslos vorbei, oder er sprach ein paar gleichgültige Worte um der Umgebung willen, die sie tiefer verwundeten als sein Schweigen.

Eines Nachts erwachte er plötzlich durch irgendein Geräusch. Die Schwester ruhte im Nebenzimmer, denn Nachtwachen waren bei dem jetzigen Stand der Dinge nicht mehr notwendig. Er öffnete die Augen, ohne eine Bewegung zu machen, und sah zu seinem Erstaunen Magda vor dem Bette knien. Ein wahn sinniges Verlangen faßte ihn, mit der Hand über ihren gesenkten Kopf zu streicheln, sie an sich zu ziehen, ihr zu verzeihen, nur um des bißchen Glücks willen, nach dem er sich so brennend sehnte. Aber er hielt sich mit Gewalt zurück. Nein, er war kein Mann, der eine renige Sinderin an sein Herz nahm und sich mit dem zufrieden gab, was die Leidenschaft für einen anderen und ein bißchen verspätetes Bedauern übrig gelassen hatten.

In diesem letzten Höchsten gab es kein Baktieren. Und während er so, indem er sie verurteilte, sich selbst alle Hoffnung nahm, dachte er daran, wie töricht er gewesen war, daß er gleich am Beginn seiner Ehe seinem Stolz eine solche Wacht über sich eingeräumt, daß er es so schnell aufgegeben hatte, sie zu gewinnen, weil sie ihn

einmal zurückgewiesen, und daß er alle ihre schwächsten Annäherungsversuche, die er wohl gemerkt, so schroff abgelehnt hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Im Grub mancher Menschen liegt mehr Abneigung als Verneigung.  
Gertrud Wolff-Strichberg.

## In der „Lause-Champagne“\*)

Von Prof. Dr. — a.

„Champagne pouilleuse“ — mit Recht so genannt. Arm das Land, ärmer das Volk. Kalksteinboden, Tannenwälder, hungriger Ackerboden, ausgetrodnete Wiesen. Das durch Hammelszucht sauer verdiente, geizig zusammengehaltene Geld hat den kärglich lebenden Dorfbewohnern nicht einmal die allereinfachsten, gesundheitlich notwendigsten Hauseinrichtungen verschafft. Verdient der Bauer hier wirklich drei Franken den Tag, so weiß er bei der sehr beschränkten Zahl der Familienmitglieder noch einen Franken zu extrahieren, kauft möglichst bald Staatspapiere und will mit 50 Jahren Rentner spielen. Nichts mehr arbeiten und für seine Person ein verhältnismäßig weniger sorgenvolles Leben führen, das ist sein kalter Stolz. Unsere militärischen „Geldschrankmader“ — der eiserne Geldschrank gehört auffallenberweise fast zum Mobiliar jedes dritten Hauses — haben zwar hier in den verbrannten Dörfern viel Geld und Wertpapiere gefunden und ordnungsgemäß abgeliefert, aber unsere Soldaten leiden unter den trostlosen Bauerhältnissen. Selten ist gesundheitlich einwandfreies Wasser zu finden, da Menschen und Vieh vielfach gemeinsame Lebensgewohnheiten hatten.

Doch das sieht den waderen deutschen Soldaten nicht an. Er mag mit seinen Offizieren wehmütig zurückdenken an frühere bessere Quartiere in der Korn-, Wein- und Goldkammer Frankreichs — es war einmal. Der Style rayonnant und flamboyant in Architektur und Skulptur, die monarchische Kunst des Roi soleil, des Sonnenkönigs Ludwigs XIV., die immer noch, anmutigen Formen des Rokkoko Louis XVI. bis hinab zum Bavernmaler Millet und ganz eigenartigen Auguste Rodin — auch diese schöne, an Steigungen und Senkungen freilich reiche Straße der französischen Kunst sind wir „Barbaren“ gegangen, stimmend und prüfend. Jetzt aber: rauhe Wirklichkeit, Rasse und Schmutz, Frost und Kälte fast ständig wechselnd. Und doch, wir halten aus. Unter fröhlichen Liedern treibt der Soldat die Pferde zu der freigegebenen Tränke des Nachbardorfes, fährt in Fässern gutes Wasser zu seinen Kameraden ins Dorf oder in die Ruhstellungen hinter der Front, mag auch ab und zu die feindliche Artillerie in die Kolonne hineinfunkeln. In Scheunen und Ställen liegen die Soldaten für kurze Zeit zur Erholung von der andauernden nervengerreibenden Arbeit der Schützenarabien. Und doch, auch im Dörfchen ganz Soldat, schneidige Disziplin. Auf den Feldern und Wiesen Kommandos und Inkompetenzsignale wie auf dem heimatischen Exerzierplatz und vor dem Feind. „Zug neuter, Richtung vor uns liegendes Bälchen, schwärmen!“ — „Schützenfeuer!“ — „Sprung auf, marsch, marsch!“ — „Stellung!“ — „Seitenabwehr pflanz auf!“ — „Rarsch, marsch!“ — „Fällt das Gewehr — hurra!“ Und wie schallt das Hurra auf der ganzen Linie! Wie schnell haben sich unsere Kriegsfreiwilligen in das schneidige Kommando, in den mutigen Bajonetanariff hineingelebt.

Im Dorfe öfters zur Abwechslung Konzert der Musikkapelle, gerade wie in der Garnison — nur die Dorfschönen fehlen. Die durch die Frontarbeit auszufallenden Feste werden hier in der Ruhstellung nachgefeiert, geist- und gemütsvoll, in ungehörtem Jubel. Weismachten, Neujahr, Kaisergeburtstag — alles wurde gewürdigt. Kommt Befehl „Zur Ablösung in die Schützenarabien“, dann wird wahr ihr Lied: „Durch Hunderttausend zuckt es schnell, und aller Augen blihen hell. Der Deutsche, bieder, fromm und stark, beschützt die heilige Landesmark.“

Doch wie könnte auch der Heldennut schwinden, wenn Heldebeispiele vorankleuchten. „Unser bester Kamerad, Königlich Hoheit Prinz Eitel Friedrich, ist stets da, wo auch wir sind, das macht uns froh und tapfer und stolz!“ — so

\*) Der „Königlichen Volkszeitung“ mit deren Genehmigung entnommen.

reden die Soldaten, vom Offizier bis zum gewöhnlichen Soldaten. Die Freuden der Kompagnien in den Scheunen sind doppelte Freudenfeste, denn „Königliche Hoheit waren bei uns“. Die Leiden im Feldlazarett sind halbe Leiden: „Der Prinz hat uns die Hand gedrückt“. Und draußen: jeden Tag vom Morgen bis zum Abend auf dem Gefechtsstand der Division und der Brigade oder in den Unterständen hinter der Front oder in den Schützengräben bis dicht an den Feind — dies Beispiel zieht an. Das Dröhnen der schweren Geschütze, das Krachen der Kanonen, das dumpfe Rollen der todbringenden Geschosse, das Krepieren der Schrapnells, das Pfeifen der heimtückischen Gewehrflugeln — an dieses Kriegskonzert hat des Bringen Ohr sich schon lange gewöhnt. Ergreift er doch selbst bei dem blutigen Sturm auf Colonsay Trommel und Schläger des verwundeten Gardisten und stürmt — damals noch Regimentskommandeur — mit des Jollernadlers Fluge siegreich vorwärts im Hagel der Granaten und im dichten Kugelregen! Jetzt liegt das eine Regiment des hohen Brigadefeldkommandeurs im „Hegenkessel“, das andere im „Zammerthal“. In der „Karbolschlucht“ werden die Opfer dieser Schützengräben sorgsam von ärztlicher Hand verbunden, gepflegt und dann mit dem Krankenkommmando zum Feldlazarett gefahren.

Am das Land, armfelig auch die Quartiere. Zwischen den ragenden Mauern der ausgebrannten Häuser werden Notquartiere eingerichtet, die Mauern vorichtig gestützt. Rauch steigt aus den vielfach noch erhaltenen Kellern der zusammengefallenen Häuser empor; er verrät, daß man sich dort unten häuslich eingerichtet hat. Die Kirchen, soweit sie nicht Opfer des Brandes und Einsturzes geworden, sind willkommene Quartierräume. Unser Ort zählte in Friedenszeit 113 französische Einwohner, jetzt muß er öfters bis zu 2500 Soldaten beherbergen — das reinste „Männerdorf“. Des Bringen Quartier, in dem er abends von der vordersten Linie zurückgekehrt und in kurzen Nachtstunden neue Kräfte sammelt, ist den hiesigen Verhältnissen entsprechend dürftig und armfelig. Erst allmählich sind die Zimmer in bescheidenster Form eingerichtet worden. In der Küche schlafen auf Strohh die Diener. Anfangs ohne Ofen, hat der als Empfangs-, Wohn-, St- und zuweilen auch als Schlafzimmer zugleich dienende Raum jetzt ein etwas wohllicheres Gepräge erhalten. Mit Geschmack aus irgend einer Kunstzeitschrift ausgeschnittene Bilder zieren die kahlen Wände und verdecken gleichzeitig Risse, Löcher und Flecken an den nur teilweise vorhandenen Tapeten. Ein in seiner Farbe unbestimmbarer Lappen vor einem hauffälligen Kasten, „das Büfett“, verdeckt dem Fremdling die Materialien der höchst einfachen Feldküche. Eine ab und zu qualmonde glodenlose Tischlampe leuchtet dem Stabe auch noch nach dem Abendessen öfters zur ersten Arbeit. Doch die Heiterkeit, des Lebens Sonne und Würze, hat auch hier ihre schöne Stätte gefunden.

Im Orte begnügen sich die Offiziere gerne mit den dürftigsten Verhältnissen. Lieutenant und Purche teilen kameradschaftlich das gemeinsame Strohlager. Einige schlecht gehobelte und noch schlechter nebeneinandergenaagelte Bretter werden mühsam zusammengehalten durch unterlegte Patten; vier unafähr gleich lange Holzstämme dienen zur Stütze und geben dem Ganzen das Aussehen eines Tisches. Ein ziemlich splittersreies Brett mit meist bedenklichen Unterständen dient als einziger ein- und mehrsitziger Ruheort. Mein Zimmerfenster ist wirklich ein Fenster, wenn auch Bretter die teilweise fehlenden Glasscheiben ersetzen und Lappen die klaffenden Zwischensäume zwischen Fenster und Rahmen verstopfen. Die Aussicht von meinem Fenster könnte an und für sich schön genannt werden. Aber zwischen dem Fenster und dem gegenüberliegenden, faust ansteigenden, tannenschnitzten Berg liegt nicht nur eine Scheune mit einer sich durch blühenden Humor erholenden Kompagnie Soldaten, sondern auch sehr viel Ländlich-Sittliches. Unter meinem Zimmer ist ein Pferdestall, dessen Geruch mindestens so angenehm ist wie das Getrammel und Gewieher der Pferde und das Poltern der Pferdeburden, besonders zur alle erquickenden Nachtzeit. Vielleicht auch, daß deshalb die Mäuse zum Teil aus diesem Stalle sich in mein Strohlager geflüchtet haben.

Abriens sind die Mäuse nicht die unangenehmsten Wesen in der Lause-Champagne. Meine Brust ist noch frei von Blutspuren und bringt nicht den „springenden“ Beweis vom

Dasein des dem Menschen anhänglichsten Tierchens. Aber jenseits des Hausflurs — abends öfters ein Schreien und Lachen, ein Stoßen und Schlagen, ein Schimpfen und Wettern, so daß ich schließlich als guter Kamerad hinüberging, um zu krösten und zu helfen. Welch ein Bild! Sahen da außer zwei Durcken, zwei Fährichen auch zwei Leutnants — der Vater des einen ist Vortragender Rat in einem Ministerium — die Brust aller entblößt, die Kerze in der Linken, Daumen und Zeigefinger der rechten Hand mit Speichel angefeuchtet — das war Rühows wilde verwegene Jagd auf die stärksten Bewohner dieser Lause-Champagne. Bis jetzt konnte auch der kräftigste Athlet ohne äußere Hilfsmittel nicht die Sprünge machen, die man in diesem „Hohzirkus“ zu sehen die billigste Gelegenheit hatte. Ich ging verschämten Blickes aus diesem Laboratorium wieder heraus, glücklich, mit dem Dichter sagen zu dürfen: „Wohl dem, der bewahrt die kindlich reine Seele“ mit Jubel . . . Ein Stimmungsbild statt vieler.

Überall das Bild der Entbehrung und der Einschränkung, bald größer, bald weniger hart. Aber was auch in der Champagne pouilleuse glücklich macht, ist der echte Soldatengeist. Er hat die zur Fahne eilenden Mannschaften in der Heimat erfasst, er befeelt und befeht sie in feuchtfrohlichen und blutigern Stunden, er flößt ihnen den stets bewährten Helldenmut zur frisch-frohlichen Offensive ein, er gibt ihnen noch den größeren Helldenmut zum siegreichen Ausharren in den Schützengräben.

Bald Granaten von oben, bald Minenexplosionen von unten, Feuer von vorne und von der Flanke, Minenwerfer und Maschinengewehr, Gewehrgehosse und Handbomben im Nahkampfe — das bedeuten „Hegenkessel“ und „Zammerthal“ in der Lause-Champagne. Unsere Hellden halten aus! Ob alle in der Heimat dies verstehen? — Sappen sprengen, feindlichen Angriff siegreich zurückweisen, auf die Brustung steigen, die „spanischen Reiter“ durchschneiden, im Kugelregen den feindlichen Graben stürmen, beim hellen Tage oder beim Schein der Leuchtflugeln und Scheinwerfer — das ist hier das eiserne blutige Programm wochen-, monatelang. Unsere Hellden tun ganze Arbeit! Ob alle in der Heimat dies würdigen? — Wie oft wird hier wahr das Lied vom guten Kameraden: Kann dir die Hand nicht geben, bleib da im ewigen Leben; Schützengräben, Schützengräben — auch dann gilt: Soldatenblut ist Helldenblut! Zeigt sich in der Heimat „ein Geist, eine sittliche Größe des Volkes, wie ihn die Weltgeschichte bisher nicht gekannt hat“, so heißt bei uns Feldgrauen hier draußen für die ganze Dauer des Krieges die große Parole: „Wir halten mit Gottes Hilfe durch, bis wir die Sicherheit haben, daß keiner mehr unseren Frieden stören wird, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft pflegen und entfalten wollen als freies Volk!“



### Aus der Kriegszeit.

Französische Cheffrauen an der Front. Es ist auch im Frankreich für einen Nichtkämpfer im allgemeinen keineswegs leicht, an die Front zu gelangen. Selbst die Berichterstatter, die amtlich zugelassen sind, müssen sich mit kurzen Besuchen an diesem oder jenem Punkt der Schlachtlinie begnügen. Umso erstaunlicher ist es, daß allem Anschein nach die Frauen es zuwege bringen, bis zu den kämpfenden der vorderen Linien vorzudringen. Es wird berichtet, daß die Französinen in der Liebe zu ihren Gatten die Mittel gefunden haben, den lange Vermissten zu erreichen, ohne die sonst unumgängliche Erlaubnis von irgend jemand zu erlangen. Sie drangen auf gut Glück vor, und so fanden sie schließlich ihren Mann — was auf die Ordnung und die Aufsicht hinter der Front freilich kein allzu günstiges Licht wirft. Die Sache muß aber einen ziemlich großen Umfang angenommen haben; denn der Generalissimus Joffre sah sich genötigt, mit einem kategorischen Verbot dagegen einzuschreiten. Daraufhin haben die Gattenbesuche an der Front, wie berichtet wird, so ziemlich aufgehört; aber es gibt immer noch hier und da eine Frau, die jedem Verbot trotz und die sich wirklich durch die Linien schmuggelt. So kam es, daß nach einem Bericht des „Temps“ der Kommandeur eines Infanterie-Regiments zu einer überraschenden aber wahrscheinlich durchgreifenden Maßregel

schreiten mußte; er bestrafte die Ehemänner, die den Besuch ihrer Frauen erhalten hatten. Die Begründung für diese Maßnahme, durch die eigentlich Nichtschuldige getroffen zu werden schienen, lautete folgendermaßen: „Jeder Ehemann hat die Pflicht, wie das bürgerliche Gesetz es verlangt, den Gehorsam seiner Frau zu erzielen. Jeder verheiratete Soldat muß daher inständig sein, seine Frau zu verhindern, daß sie ihn besuche. Umso schlimmer für die Ehemänner, wenn sie nicht genügend Autorität über ihre Frauen haben, daß sie den vom bürgerlichen Gesetz geforderten Gehorsam bei ihnen durchsetzen. Sie werden also für den Ungehorsam der Frau verantwortlich gemacht. Wenn in den Heeren früherer Zeiten eine Marktenderin gegen die Disziplin verstieß, so wurde, da es nicht möglich war, die Marktenderin ins Gefängnis zu werfen, der Marktender dort hineingeführt, da man ihn für die schlechte militärische Erziehung seiner Frau verantwortlich machte. Die Methode war nicht so töricht, wie es zunächst scheint, und sie wird in den vorliegenden Fällen zur Anwendung gelangen.“ So zu lesen in dem Tagesbefehl, in dem von den Strafen die Rede ist.

**Die Fliegerbombe vor Gericht.** Da nun einmal die bösen Deutschen in Paris an allem schuld sein sollen, so ist es nur natürlich, daß sich auch die französischen Advokaten ihrer bedienen. Wo gäbe es für das Plaidoyer eines Pariser Rechtsanwaltes einen besseren Grund als eine deutsche Fliegerbombe. Dieser Ansicht war der Rechtsbeistand einer würdigen Dame aus gutem Hause, Madame Marie Mombes, die sich dieser Tage vor einem Pariser Gericht wegen verschiedener Diebstähle zu verantworten hatte, die man ihr zu Last legte. Die Sache stand ziemlich schlecht, denn die Angeklagte war in den Läden auf frischer Tat ertappt worden. Der Rechtsanwalt konnte also die Diebstähle nicht leugnen und suchte nach Entschuldigungsgründen. Er behauptete daher, daß die Geistesverfassung der Dame krankhafte kleptomaniische Züge aufwies, und zwar sei der Grund hierfür nichts anderes als die Bombe eines deutschen Fliegers, die bei einem der zahlreichen Anarische während der ersten Zeit des Krieges ganz in der Nähe ihres Hauses explodierte. Der fürchtbare Knall und der ausgestandene Schreck habe die Sinne der Madame Mombes derartig verwirrt, daß sie nun nicht mehr Meß und Wein voneinander unterscheiden könne. So habe die deutsche Fliegerbombe aus der ehrlichen und anständigen Dame, der man bisher nicht das Geringste habe vorwerfen können, eine gefährliche und geschickte Ladendiebin gemacht. Die Richter waren durch diese Beweisführung nicht wenig betroffen und gingen ernsthaft auf die Sache ein. Die Dame aber wollte sich auch durch eine deutsche Fliegerbombe nicht zur Kleptomaniin stemmen lassen, sondern verlegte sich aufs Abwehren der Diebstähle und erklärte, nichts von der Fliegerbombe zu wissen. So wurde sie denn trotz der glänzenden Erfindungsgabe ihres Advokaten zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, aber die Vollstreckung vorläufig hinausgeschoben, da sie nicht vorbestraft war.

**Das „Debut“ im Schützenarabens.** Eine kleine Traagikomödie des Kriegeslebens in Flandern enthüllt der Brief eines englischen Offiziers, der einem Mitarbeiter der „Stampa“ vorgelesen hat. Er schildert das „Debut“ eines jugendlichen Unterleutnants, der ganz frisch in den vordersten Schützenarabens kam und hier sehr schnell die Bekanntschaft mit den Deutschen, die in etwa 100 Meter Entfernung gegenüber lagen, machen sollte. „Der Unterleutnant einer Kompagnie ist kurz vorher auf der Wache fortgetragen worden, der Neuling wurde gerufen, um an seine Stelle zu treten. Er kommt an, so adrett wie möglich, mit stolzem finstern Blick, das Auge mit dem Monokle bewaffnet. Die Tommies, alles Veteranen des Schützenarabens, zwinkern mit den Augen. Jetzt gibt's ein Vergnügen! Schau nur, schau nur, wie grün er ist! Ich wette, er wird die Mama rufen! Die deutschen Augen pfeifen unterdes über die Brustwehr wie gewöhnlich. Sie liefern die Musik zu dem Auftreten des Neulings, der hier seine Feuerprobe erleben soll. Er begreift sofort. Er hat nur die eine schreckliche Angst, er könne — Angst haben. Alle sehen verstoßen auf ihn und amüsieren sich köstlich. Ach so? Der Neuling redt sich ohne weiteres über die Brustwehr und wirft einen napoleonischen Blick auf den Feind, mit dem Adlerauge seines Monokles. „Sir, sehen Sie sich nicht so aus“, sagt ihm ein alter Sergeant väterlich. Hier muß etwas Ordentliches geschehen! Und er springt wirklich auf die

Brustwehr, richtet sich dort auf, als ob es nichts wäre, und schaut sich die Lage an. Peng! Er ist getroffen. Die Hand fährt ihm unwillkürlich zu den strategischen Teilen des Körpers, die — dem Ende des Rückgrates folgen. Schrecklich, wirklich dahin! Er zieht sie sofort zurück, aber die Tommies haben schon alles gesehen. „Sir, jetzt kommen Sie schnell in den Schützenarabens zurück“, bittet ihn von neuem väterlich der Sergeant und hilft ihm herabzuklettern. Da erscheint der Hauptmann auf dem Schauplatz. Der kleine Leutnant, an dessen Beinkleidern sich ein Streifen rot färbt, nimmt stramme Haltung an. „Was ist das für ein Wahnsinn, sich so auszusehen? Wenn Sie sich selbst morden wollen, so tun Sie das gefälligst wo anders. Hier habe ich keine Leute wegzuworfen, das prägen Sie sich gut ein!“ „Jawohl, Herr Hauptmann. Ich habe eine Dummheit gemacht. Ich war ein Schafskopf. Verzeihen Sie mir!“ „Was, auch verwundet?“ „Jawohl, Herr Hauptmann!“ Die Tommies feuern nicht mehr. Über die Gewebre gebückt drücken sie sich eine Hand auf den Mund. „Gehen Sie dort hinüber und warten Sie, daß man Sie verbindet! Schnell!“ Und als der Verwundete sich entfernt und das Feuer wieder beginnt, zwinkert der Hauptmann dem Sergeanten zu. „Lassen Sie ihn nicht zu viel Blut verlieren. Man soll ihn schnell verbinden. Er ist ein Dummkopf, aber ganz gute Masse!“

**Der „Kathismus eines Engländer.“** Das schwere Geschäft der Anwerbung neuer Rekruten für Kitcheners Millionenheere nimmt unentwegt, trotz vieler Enttäuschungen, seinen Fortgang. Täglich liest man überall und besonders in den Zeitungen in Riesenlettern die Aufrufe an die jungen Männer, dem Heer beizutreten, und die merkwürdigsten Beschwörungsformen werden angewandt, um sie von ihrer Pflicht zu überzeugen. Am liebsten ist das Frage- und Antwortspiel, das sich mit einer höchst einfachen Logik auch an den schlichtesten Verstand wendet und gerade auf den angelsächsischen Geist seine besondere Wirkung auszuüben scheint. So sucht die „Times“ mit folgendem „Kathismus eines Engländer“ den Säumigen mehr Pflichtbewußtsein einzuhämmern: „Wer hat diese kleine Insel in das größte und mächtigste Weltreich verwandelt, das die Welt je gesehen hat? Unsere Vorfahren! — Wer hat dieses Weltreich mit solcher Weisheit und solchem Geist der Sympathie regiert, daß jeder seiner Teile — welches auch seine Masse oder sein Ursprung wäre — sich in der Stunde der Not enger an das Reich angeschlossen hat? Unsere Väter! — Wer wird die Waffen ergreifen, um diese große und ruhmvolle Erbschaft zu erhalten? Wir! — Wer wird sich unserer mit Stolz, mit Freude, mit Dankbarkeit erinnern, wenn wir heute unsere Pflicht tun werden? Unsere Söhne! Rechtfertigt das Vertrauen Eurer Väter und verdient Euch die Dankbarkeit Eurer Söhne! Laßt Euch heute noch anwerben! Gott schütze den König!“ Wenn nun die Reihen von Kitcheners Heer sich nicht füllen, ist gewiß jede Hoffnung verloren . . .

**Eine Kriegs-Robinsonade.** Ein Opfer des Seekrieges ist ein französischer Direktor einer Versicherungsgesellschaft geworden, der nach Australien abgereist und dann längere Zeit verschollen war. Vor einigen Tagen erhielt seine Frau in Paris einen Brief vom 30. Dezember aus Santiago, in dem er sein merkwürdiges Schicksal erzählte. Auf der Fahrt über den Stillen Ozean wurde das englische Schiff, das er benutzte, in der Nähe der Fidjisinseln von den Deutschen überrascht, deren Schiffe zu jener Zeit in diesen Gegenden kreuzten. „Unter diesen Schiffen war die „Karlsruhe“, schreibt er. „Die Deutschen haben unser Schiff beschossen, und dieses versuchte zu entfliehen, aber es wurde von Granaten getroffen, und in weniger als elf Minuten war es dem Untergang nahe. Die ins Meer herabgelassenen Schaluppen nahmen Passagiere und Mannschaft an Bord, 39 Personen im ganzen. Die „Karlsruhe“ führte uns in eine deutsche Kolonie im Stillen Ozean; in einem anderen Schiff, dem „Boermann“, kamen wir in die Gewässer von Chile. Bald kam uns die englisch-japanische Flotte zu Hilfe und versenkte zwei Schiffe, die den „Boermann“ begleiteten. Dieser konnte jedoch die Küste erreichen, und wir wurden auf der Insel Santa Clara, einer ganz kleinen Insel, ohne Lebensmittel, fast ohne Kleider, Hunger und Kälte ausgesetzt, zurückgelassen. Ein japanisches Schiff kam uns dann zu Hilfe, und wir wurden nach Santiago gebracht.“ Vor ihrer Rettung hatten sie die schwersten Entbehrungen zu erdulden.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

## Die Mark Borscheuer.<sup>\*)</sup>

Von W. Wüst.

Das Bestreben, die Waldungen nach langjähriger gründlicher Vernachlässigung wieder zu pflegen und zu einer bedeutenden Einnahmequelle zu gestalten, auch gemeinschaftliche Rechte an Weide, Mastung, Beholzigung usw. veranlassen eine Anzahl Gemeinden, sich zusammenzuschließen, eine Waldgenossenschaft zu gründen, welcher die betreffenden Fürsten, sofern sie Herren von Grund und Boden waren, gleichfalls beitraten; waren sie nicht Grundherren, so kümmerten sie sich um diese Vereinigungen nicht. Eine solche Genossenschaft wurde „Mark“ genannt; die Grund- und Bodenherren waren die Obermärker, die Mitglieder die gemeinen Märker.

Die Mark Borscheuer umfaßte das Waldgebiet zwischen „Arde und Düst“, zwischen Ar und Dörsbach; es gehörten zu derselben neun Dörfer: Dörsdorf (Dörsdorf), Eisentoben (Eisighofen), Berghausen (Berghausen), Muderhausen, Schußen (Schiesheim), Rüderschhausen, Niedernhausen, Neuhausen und Oberhausen, „und wird dieser Wald die Bahnscheuer oder Bahn- oder Wagenscheuer genannt“. Heute sind die drei letztgenannten Orte nur erhalten in der Ortschaft Hausen. Die Grenze der Mark war im großen und ganzen durch vier Graben bestimmt: Borngraben, Kirschgraben, Schalkmannsgraben, Steingraben. „Der Borngraben bei Muderhausen fangt an in genanntem Walde und geht bis an den Schiesheimer Anspann; solcher Anspann ist auch Mark, daneben der Wald, genannt die Malsatt.“

Der Kirschgraben bei Niedernhausen fangt an in genanntem Walde und geht bis in die Arde; der Schalkmannsgraben bei Hausen fangt an in genanntem Walde und geht bis in die Arde. Item der Steingraben bei Neuhausen geht ebenfalls bis in die Arde, „der Bezirk, genannt die Mark, geht von dem Steingraben an bis in die Michelbacher Pforte in die Arde. Die Arde hinauf bis an den Reckenrother Wald, die Wollenbach außen und der Künenach ein ende, von dem Künenach bis auf den Iffentober Anspann, von demselben Anspann geht bis in die Düst und ist auch Mark; von genanntem Anspann ober Dörsdorf und Berghausen, hinten bis auf den Sandkäppel; also gangas umbher bis an den obengenannten Borngraben.“ „Solches ist der Bezirk genanntes Waldes und Mark Wagenscheuer.“ So setzt ein „Protocollum von 1482, belangend die „Düstorfer Mark, Bahn- oder Wagenscheuer“ die Grenze dieser Mark fest. Zur Mark gehört ferner der Bezirk, „so weit ein Mann mit einer Art gewerfen könnte auf das Feld aus dem Wald umb und umb die Mark“. In einem Weistum von 1509 werden hauptsächlich die Graben der Mark beschrieben und wird bezüglich derselben festgesetzt: „Solche Graben sollen eine Weite (Wegbreite) haben, daß zwei Ochsen an einem Joch und auf jeglicher Seite ein Mann durchfahren möge (zwei Fuhrwerke mußten aneinander vorüberfahren können). Alle Zufälle, die in die genannten Graben fallen nicht aus-“

scheiden, ist Mark.“ Die für alle Beteiligten geltenden Gesetze, Bestimmungen wurden in Weistümern (Gerichtsprotokollen) niedergelegt, deren sich über die Wagenscheuer eine ganze Anzahl vorfindet. Sämtliche Instrumente stimmen in der Hauptsache überein. In sämtlichen Weistümern werden die derzeitigen Grund- und Bodenbesitzer als Obermärker anerkannt und es wird verbrieft, „was Berechtigtheit genannte Herrn an der gemeinen Mark haben; das wird ihnen zu erkennen gegeben, daß Ihre Gnaden wissen zu halten“. Am Ende des Weistums von 1482 wird hinzugesetzt, daß, wenn die Herrn Obermärker „einigen Schein oder Schrift über die Mark fänden, so solle dieses Weistum ihnen an ihrer Berechtigtheit, den gemeinen Märkern aber so gewest „an Glimpf und Ehre“ unschädlich sein. Obermärker waren der jeweilige Landgraf zu Hessen und Graf zu Nassau, „beide sambt die obersten Märker und beschirmer über die freie mark, die zween herren einer als (so) hoch und nieder als der ander, und der Antrunk (beim Märkergebing) gehört dem durchlauchtigsten, hochgebohrenen Fürsten und Herrn, Herrn Landgraf zu Hessen, und dargegen dem Grafen zu Nassau eine Fuhr „pfehle“ (Pfähle) in Sr. Gnaden Weingart gegen Hohnsteden (Hahnstätten) oder wo seine gnaden die pfehle hin bedarf. Nachdem das Amt Burgschwalbach von Nassau erworben wird, wird Nassau allein 1536 Obermärker und wird dieses in einem Weistum von 1536 anerkannt und 1545 bestimmt das Weistum ausführlich: Nachdem nunmehr der Herr Graf von Nassau das Haus Buraschwalbach erblich an sich erkaufte (erkaufte), so hätten die Märker demselben nun auch den Antrunk, der früher Hessen zum, zugewiesen, daß er und seine Erben nun hinfürder der einige Herr und Obermärker über die freie Mark seye, alle ungebottene Märkergebinge nun allein mit Ihre Gnaden Amtleuten, Schultheissen und Förstern samt gemeinen Märkern gehegt und gehalten werden sollen; daß die Pfänder in ein Dorf sollen getragen werden, wo es Ihre Gnaden gefällig; ferner, wenn jemand das Gebäud an der Mark beschädigt, die Strafen ihm allein zustehen sollen und nicht den Märkern.

Als Land-, Grund-, Erb- und Eigentumsherr gehörte das Holz, das der Hebe entwachsen, dem Obermärker; er hat es auch meistens in den Berg- und Hüttenwerken selbst verwendet. Den Märkern wurde zu einem vom Obermärker festgesetzten Preis Brennholz abgegeben; dieser Märkerpreis betrug 1 Gulden für das Klafter buchen Holz, 22 albus 4 Heller für das Klafter eichen Holz, ausschließlich Forstaebühr und Hauerlohn. Aus Gnade erhielt der Hammerschmied zwei Klafter im Märkerpreis, die Knappschaff (Borscheuerer Bergwerke) 30 Klafter, der Bergwerkschmied 7 Klafter ebenfalls zum Märkerpreis, der jeweilige Oberheiger eine Klafter, der Drahtzieher zwei Klafter, die Gemeinde Rüderschhausen 1 1/4 Klafter frei. Sonstige Holzabgaben lasteten nicht auf der Mark. Die Rechte der gemeinen Märker waren sehr bescheidener Natur. In den offenen Zeiten, ausschließlich der Seg- und Brunnzeiten,

\*) Quellen: Altes des Staatsarchivs.

hatten sie wöchentlich einen Holztag, jedem Märker war eine Fahrt ohnehin jährlich Holz (minderwertiges Fall- und Dürchholz) gestattet; von Frühjahr bis Herbst mag ein Märker alle 14 Tage einen Wagen Laub führen, soll auch mehr nicht zusammenrechnen, als er führet, auch kein Holz ins Laub oder zur Wagenladung hauen. Zum Bauen eines Hauses erfiehet der Märker 18 Fund zu einer Scheune 6 eichene Stämme und je 2 buchene Stämme angewiesen, welche innerhalb 4 Wochen heimgebracht werden mußten. Die gemeinen Märker durften Sträucher und Dürchholz schlagen, wo es ihnen gefällig war, nur außerhalb des zugehörigen Waldes; Scheitholz dagegen wurde von den Schultheisen oder Förstern angewiesen. Kein Märker, auch nicht Weib, Kinder oder Gesinde derselben durften beim Heimschaffen des Holzes „einige schneidende Waffen in die Mark tragen oder grün Holz oder Äste zu hauen mit Macht haben, bei unachtsamer Strafe“. „Und sollen dieses Jahr die Dörsdorfer, Berkhäuser und Eisenlober, das andere Jahr aber die Müdershäuser, Hausen, Müdershausen, Schüssen, Ober-, Niederhausen und also fortan ein Jahr um das andere angewiesen werden und das Vorhauen haben.“

Jeder Märker war befugt, „was er an Schweinen selbst gezogen, in die Mast aufzutreiben, in seine Küche zu schlachten oder sonst zu seinem Nutzen anzuwenden und zu verkaufen. Da (falls) auch ein Märker keine eigene Schweine erzogen hätte, soll ihm erlaubt sein, so viel Schweine nach seiner häuslichen Gelegenheit von nöten, von St. Jacobs Tag an zu kaufen, auf den Wald zu treiben und zu schlachten. Würde aber ein Märker sich unterstehen, einiger Finanzerei wegen Schweine zu kaufen und nachdem sie gemästet wieder zu verkaufen, oder aber von andern auf die Mast zu mieten oder zu dingen, der soll darum mit unachtsamer Strafe angefezt werden (1 fl. vom Schwein). Sämtliche Märker bedienen sich der Blumenweid, ausschließlich des Zugviehs und der Schafe. Die Pflichten der gemeinen Märker waren nicht gering. Sämtliche Märker müssen jährlich ein Simmer Waldborn abliefern auf den herrschaftlichen Speicher zu Burgschwalbach. Sämtliche Märker leisten die Frohnden in der Mark, die zur Aussaat, Anpflanzung und Verbesserung erforderlich sind; als Unterthanen leisten sie die Jagdfrohnden (Treiben, Heimschaffen des Wildes usw.), wohn man sie gebrauchen will. Den Markfrohnden darf sich kein Märker entziehen, nur allein die Bergknappen und Juden sind bishero nicht dazugezogen worden. Die Obermärker hatten das Recht und wahren bei der Teilung der Mark (1785) sich dasselbe a) auf das Markkorn, welches im Durchschnitt von 12 Jahren jährlich 16 Malter  $\frac{7}{10}$  Simmern ausmacht und von sämtlichen Gemeinden erst Schiesheim geliefert werden muß; b) den Grund- und Rödertzins in der Mark; c) die Forstgebühren; d) die Forst- und Waldstrafen; e) den Eintrieb mit 15 Albus von jeder Herde und das Brennen der Schweine bei Mastzeiten vom alten Stück 4, vom jungen 2 Heller; f) das Wachholderbeerflopfen; g) Jagdfrohnden (s. v.); h) endlich das Recht, daß die zeitlichen Forstjäger zu Mastzeiten zwei Schweine zu jeder Gemeinsherde hinzuzuschlagen befaht seien oder jedes Stück mit einem Gulden an Geld vergütet erhalten. — Die Mark war für eine freie Mark erklärt. „Zum andern soll die Mark so frühe (frei) sein, schläge einer einen Todt darauf, da gott für sey, soll er den obengenannten zween Herren Hessen und Nassau mit dreien hellern gebühert werden, er sehe fürder, wie er von dem Fremden komme. (Täter gibt dem Obermärker 3 Heller und muß sich mit den Verwandten des Erschlagenen abfinden.) Zum dritten soll die Mark so frei sein, daß Niemand den andern darauf belästern, belagern und gehemmen mögt, und wäre es, daß der obengenannten Unserer gnädigen Herren Diener einer oder mehr (ere) durch die Mark ritte oder ginge, aber (ober) der Märker einer oder mehr und finden einen Ausmärker in der Mark hauen, den sollen sie pfänden und daselbstig Pfand auf unseres Herrn Hof zu Dörsdorf überliefern und ein halb Viertel Weins darauf trinken und das übrig soll der gemeinen Märker sein. Zum vierten, wäre es, daß die Mark von einigen Mann überlästigt und beschäbigt würde und die benannten unseres gnädigen Herrn oder ihre Freunde mit belangen mögten (nicht zu erlösen sind), so sollen die Märker die Summern (auch die Schreibweise „Saubern“) kommt vor, ein ehemals erblich Geschlecht von Cabeneinboen anrufen und die Summern sollen anzeigen und die Märker nicht und der überlast wehren, und dagegen sollen die Summern auf Sankt Stephans abentz zween wagen

mit Holz haben, windschlag und sollen ihre wagen, Fzen (Eisen), Beißel und Schlegel mitbringen, und finden sie der windschläge nit, so sollen sie unholz als andere Märker hauen, auch stündt ein Holz, Eichen oder Buchen, zwischen den zweyen wassern ardt und dürt“) z. mögte er abhauen ohne Wiederred. Fünftens wird bestimmt, daß die beiden Schultheisen, nämlich des gnädigen Herrn v. Hessen der zu Dörsdorf und für Philipp von Nassau der Schultheis zu Kettenbach alle Jahre drei „ungebotten Ding“ (Märkergebing) über die freie Mark besetzen, hegen und halten, des erst auf Sankt Paulus Tag, als er befehrt ward, das zweit auf Sankt Maximins Tag, das dritte auf St. Lucas, des heiligen Evangelisten Tag, und darauf soll der Märker alleweg den obengedachten unseren gnädigen Herrn Hessen und Nassau ihre Gerechtigkeite weisen und dem gemeinen Märker auch das seine.

Die Pflichten der Förster — später Forstjäger — sind genau festgesetzt. Es heißt in den betreffenden Bestimmungen: Ein jeder Förster soll von jeder Pfändung wie von alters herkommen 3 alb. haben. Dagegen soll er alles, was er Ungebühr findet, rügen, Tag, Malstatt und was Verwirrung fleißig aufzeichnen lassen. Und wenn er Jemanden gepfändet, die Pfänder nit von sich geben, er habe denn seine Berechtigkeite. Auch vermöge seiner gethanenen Eidespflicht Niemanden übersehen bei Vermeidung erst 5 fl. Strafe, das 2. Mal 10 fl. Strafe, das 3. Mal wird er mit Entsetzung seines Dienstes und Ehren bedroht. Auch der nötige Schutz seitens der Behörde wird dem Förster zugesagt: Da (so) auch einiger Märker, der sei wer er wolle, der Förster einen mit ungebührlichen Worten wegen dieses seines Dienstes anlassen oder verärgern würde, soll er dermaßen darumb angefehen werden, daß zu spären man omeinet, jedermann bei seinem Fug zu erhalten und die Abtreter mit allem Ernst zurecht zu weisen und zu bestrafen. Die Anzeigen der Förster waren etwas anders gehalten, wie deren heutige Frevelisten sind; sie wurden von langer Zeit her zusammenge stellt und auf dem sogenannten Försterumgang zur Aburteilung gebracht. Eine alte Anzeige lautet: „Waldirrmaen vom Jahr 1575 bis auf diese Zeit, wie sie durch den schüben und Förster zu enstgoben und Dörsdorf gerüet worden sind — Item Jakob bar von Müdershausen hat auf dem nedst vergangenem Märkerdint Daq Laub Im gebüch geladen und mit dem Wagen drin gehalten, daß er sich herauf hat hauen müssen.“

Conrad zu berchhauken hat ein enchen Hebbell (eichen Hebel) im aeid Am Sandkobel gehauen — Wilhelm Fürstens Frau hat viel holk in den tarn aetragen zc. Auf dem Försterumgang wurden die Strafen der Uneltäter festgesetzt und dem Schultheis der betreffenden Gemeinde zum Eintreiben zugesagt. — Ein klares Bild eines Märkergebing, eine Art Gerichtstag, gibt „das Märkergebing und Begang der Bahnscheuer vom 28. Juni 1689“. Nach dieleibiger Aufzählung des Beganntages und sämtlicher an der Mark berechtigten Fürsten und deren Vertreter sagte der Vorsikende: 1. Ich frage euch sämptl. auf den Wald, die Bahnscheuer genannt, geschwohrenen Nassau-Saarbrückisch-Rheinischen Förster, daß ihr im Rahmen und von weagen gesammpter Märkerschaft deutlich und mit klaren Worten antwortet: Welchem Herrn ihr auf der Mark Bohnschawer alle Landesfürstlichen Hocheit (Hohheit) Gerechtigkeite, Gehott und Verbott, Frevel und Buken, sie haben Namen, wie sie wollen, zuweisen von Rechtsweagen erkennet? Antwort: Wir geschwohrenen Förster der Mark Bahnscheuer erkennen vor uns und aefampte Märkerschaft und weisen zu alle Landesfürstliche Obriakeit, Forst- und Jagdaerechtigkeite, Gehott und Verbott, Frevel und Buken und was selbigen anhängig, deren hochgebohrenen Grafen und Herrn, Herrn Johannes Casimiren Grafen zu Leiningen, Daosburg zc. zc., sodann dem aleichhochebohrenen Grafen und Herrn, Herrn Johann Auousto, Grafen zu Solms, Herrn zu Mündenberg zc. als Hochverordnete Vormünder des auch hochgebohrenen Herrn, Herrn Georg Auousto Samuelis, Grafens zu Nassau, Saarbrüden und Saarwerden, Herrn zu Lahr, Wiesbaden und Iphstein zc. unsere sämptl. gnädigste Grafen und Herrn.

2. Frag ich euch sämptl. Förster vor euch und die ganze Märkerschaft, wer diesen Wald mit Vieh zu betreiben, die Mastung darin zu suchen, und sich, dem alten Herkommen nach, zu beholzigem hat? (Als Antwort werden von den Förstern die Märkergemeinden aufgezählt.)

\*) Mar und Dörsbach.

3. Frage: „An welchem Tage des Jahres der übliche sogenannte Förster-Umgebung zu halten, wohin derselbige sich erstreckt und zu was Ende solcher geschehen möge?“  
Antwort: Der sogenannte Försterumgebung wird gehalten, dessen keine anderweitige Veränderung einfällt, den 3. Tag nach Martini, geschieht zu demrüber, daß alle das Jahr hindurch in der Mark geschehenen Frevel (hoher Bußen und Strafen aufbehalten) gethätigt, die Gebäud in denen zu der Mark gehörigen Dorfschaften besichtigt, die haufälligen aufgezeichnet und deren Verwahrloseter mit gebührenden Strafen angesehen werden.

4. „Ob es anho rechte Zeit, von Tag und Stunden, dieses Märkergebund zu hegen und zu halten?“ Nach Bejahung dieser Frage erklärte der Vorsitzende, damals Rat und Amtmann Plebanus: Demnach so hege ich dieses Märkergebund im Rahmen und vonwegen der Hochgeborenen etc. (folgt Aufzählung des derzeitigen Obermärkers und aller seiner Titel). Zum Schluß folgt die Frage: ob dieses Märkergebund recht geheget sei? Auf das Ja folgt ein dreitägiger Begang der Mark (s. Grenze) die Dörfer der Mark Bönshöcher gehörten zu mehreren Herren: Nassau-Weilburg, Idstein, Saarbrücken, Dillenburg waren daran beteiligt; Eisinghofen war in den Bannzäumen Idsteinisch, außerhalb derselben Weilburgisch etc. Diese bunte Karte der Mark war die Ursache häufiger Territorial- und Grenzstreitigkeiten, vieler Differenzen wegen Jagdgerechtigkeit, wegen Steuer und Schätzung einiger Höfe, wegen Beschränkung der Holzgung, der Mast- und Weiderechtigkeit und sofort. Das benachbarte Nassau-Wiesbaden geriet frühzeitig in Meinungsverschiedenheiten mit Nassau-Weilburg darüber, ob ein Neuhäuser Distrikt zur Mark „Michelbach“ oder zur „Bonscheuer“ gehöre, weiter wegen Einschätzung des Idsteinischen Frenhub (Freihofes) bei Eisinghofen und wegen des Waldes „die Höhe“ genannt. Nassau-Saarbrücken und Nassau-Idstein streiten 1593 wegen Raabgerechtigkeit; im Jahre 1594 finden „Handelungen“ zwischen Nassau-Saarbrücken und Nassau-Wiesbaden statt, betreffend etliche viel Gebrechen und Irumen beiderseits“ (25. Oktober) und so fort.

645

## Aus der Franzosenzeit.

Die Franzosen an der Lahn Juni bis September 1796.

In einem alten Kalender (Revolutions-Almanach von 1798. Göttingen) sind von dem Aufenthalt der Franzosen an der Lahn im Sommer 1796 einige charakteristische Züge mitgeteilt worden, die wohl verdienen, der Verassenheit entrisen zu werden. Der Berichterstatter ist in Weilburg selbst von verschiedenem Augenzeuge gewesen. Er ist offenbar bemüht gewesen, seinen Gequern gerecht zu werden: er sieht nicht nur das schlechte, sondern auch das gute seiner Feinde; er tadelt, was tadelnswert ist, aber er lobt auch, was zu loben ist.

Welche unverschämten Ansprüche französische Offiziere an ihre Quartiergeber machten, zeigt ein auf Seite 298 ff. mitgeteilter Küchenzettel von einem Mahl für 12 Offiziere des 9. Regiments der Chassours à cheval, die am 3. Juni 1796 auf Kosten der Stadt Weilburg gespeist wurden:

1. Eine Suppe mit Klößchen von Kalbsfleisch.
2. Ein gutes Rindfleisch.
3. Senf und Radieschen.
4. Eine Platte mit Blumenkohl.
5. Eine dito mit Spinat.
6. Beilage von Hammelrippen.
7. Beilage von Schinkenschnitten und gebörren Zungen oder Wurft.
8. Eine Schüssel Fische.
9. Eine dito mit fricassiertem Kalbsfleisch.
10. Ein Kalbsbraten.
11. Ein Hammelbraten.
12. Salat.
13. Ein hinlängliches Dessert, besonders Schweizerkäse, um den Appetit zu schärfen (!).
14. Dreißig Bouteillen weißen Wein.
15. Roter Wein zum Dessert, tant qu'il fanára.
16. Zwölf Portionen starken Kaffee.
17. Zu jeden drei Portionen einen Schoppen starken Brauntwein, um ihn unter den Kaffee zu mischen.

Den Abend wird man sich mit Ragouts, Schinken, Braten, Salat und Dessert begnügen (!), doch darf an Wein kein Mangel sein; auch wird der Wirt für einen guten starken Punsch sorgen und den folgenden Morgen ein gutes Frühstück präzis fünf Uhr parat halten.“ Ein Kupferstich in dem Kalender zeigt uns dieses frugale Mahl.

Als damals einige Franzosen unweit von Weilburg von Bauern erschlagen worden waren, schickte Bernadotte ein Kommando nach Weilburg, um Rache zu nehmen (pour mottro tout à feu et on fant). Da aber die Stadt ihre gänzliche Unschuld nachweisen konnte — sie hatte sogar einen Streifzug gegen jene Bauern unternommen — kam der Kommandant seiner Ordre nicht nach. Freilich erregte diese Humanität des Kommandanten den Grimm von Bernadotte, der selbst nach Weilburg kam und den Kommandierenden des Exekutionskommandos ausschalt, daß er seine Befehle nicht befolgt habe.

Der Rückzug der Franzosen von Weilburg brachte den Bewohnern Plünderungen und Drangsale aller Art. Der Berichterstatter erzählt davon: „In Obersbach bei Weilburg befahl der Kommandant eines Kavallerieregiments dem Schultheißen, im Dorf anzufagen, daß sich nachmittags bei schwerer Strafe alle Weibskente in ihren Häusern befinden und die Türen offen lassen sollten.“ Zum Glück für die weibliche Bevölkerung von Obersbach bekam das Regiment unvermutet noch vor Mittag Befehl zum schleunigsten Aufbruch. Auf diesem Rückzug der Franzosen wurde unter anderen ausgeplündert zu Allendorf bei Weilburg der 72 jährige Förster Appel, der an 1000 Gulden Schaden erlitt, ungeachtet er den durchziehenden Truppen 8 Ohm Bier unentgeltlich preisgegeben hatte und vier Offiziere in seinem Hause hatte. Einen der Offiziere, und zwar eben den, der ihn am kräftigsten seines Schutzes versichert und am meisten über die Raubfucht der Soldaten geschimpft hatte, fand er, unter dem Bett steckend, damit beschäftigt, einige Körbe mit Wäsche, die darunter versteckt waren, auszuräumen und ohne Erröten und Entschuldigung sich anzueignen.

Bei dem grand quartier général des Generals Ernouf befanden sich allein über zweihundert Sekretäre und der Chef de police war ein Deutscher namens Fehler.

Bei dem Zurückdrängen der Franzosen durch Erzherzog Karl und sein tapferes Heer kam es bei Limburg an der Lahn zu einem Gefecht. Hier glückte es einem österreichischen Kanonier, durch einen wohlgezielten Kanonenschuß die Lahnbrücke derart zu zertrümmern, daß tausend Franzosen dadurch abgeschnitten wurden und sich zu Gefangenen ergeben mußten. Auch die Zeitungen aus jenen Tagen berichten von dieser Tat des kaiserlichen Kanoniers bei Limburg und von seiner Belohnung, ebenso ist durch ein Kupferstich in dem alten Kalender die Tat verewiat worden.

Besonders zu rühmen weiß der Berichterstatter den französischen General Le Febvre und seine Kriessucht. Er schildert ihn wie folgt: „Er ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren von schönem, militärischem Ansehen. Sohn eines Müllers aus dem oberen Elsaß, in der Geend von Colmar, diente er unter dem Militär und hatte es bei dem Ausbruch der Revolution bis zum Seroeanten gebracht. Er nahm seinen Abschied und lebte zu Hause in der Stille, bis ihn das Aufgebot zur Bewaffnung wieder auf die militärische Laufbahn zwang, auf der er mit ausgezeichnetem Glücke bisher fortgeschritten ist, mit einem Glücke, das er verdient. Er besitzt nicht den mindesten Stolz, schämt sich nicht, wie so manche andere Barbennus, seiner niedrigen Herkunft, aber er rühmt sich derselben auch nicht auf die grobe Art, wie so viele andere französische Barbennus tun, um die Entbehrlichkeit den proskribierten Ständen zu beweisen.“

Seine Verdienste scheint er allein nicht zu kennen. Er ist der angenehmste Gesellschafter und unterhält die Gesellschaft mit Wit und Laune, ohne sich Anmaßlichkeiten oder Svöttereien gegen die Feinde zu erlauben. Er besitzt das beste Herz. Schon im vorigen Jahre beweierte er die Schandthaten, die von den Soldaten an den unglücklichen Einwohnern verübt wurden, und verfluchte sein Geschid, daß er eine solche Räuberhorde, wie er sie nannte, kommandieren mußte. Am Tage einer Schlacht bezahlte er ganz mit seinem Körper; immer an der Spitze seiner Truppen folgten ihm diese willig nach zum Tod oder Sieg.

Le Febvre beanügt sich nicht damit, Kriessucht durch Befehle einzuschärfen, sondern er handhabt solche persönlich. Mit Schauern erzählten die Soldaten, daß er den Tag vor ihrer hiesigen Ankunft (in Weilburg) nahe bei Hadamar durch ein Dorf geritten sei, in einem Hause ein

Geschrei gehört und einen Soldaten gefunden habe, welcher mit blohem Säbel einen Bauer mißhandelte, von welchem er etwas Unmögliches verlangt hatte. Le Fevre sprang sogleich vom Pferd, zog seinen Säbel und hieb dem Soldaten einen Arm vom Leibe, tröstete und beschenkte den Bauer, ermahnte die Soldaten, sich an der Strafe ihres unwürdigen Kameraden zu spiegeln, und ritt weiter. In Weilburg sahen wir ein obwohl minder schauerliches Beispiel. Als Le Fevre aus dem Schlosse wegritt, stand ein Infanterist auf der Straße, ohne den Hut vor ihm abzuziehen. Le Fevre ritt an ihn hin, zog ihm einige der beribsten Ohrfeigen mit der Bemerkung, daß er ihn Respekt vor seinem General lehren wolle.“

Interessant ist es auch, was der Berichterstatter von der damaligen Stimmung des französischen Heeres berichtet. Den Namen Republik und die Benennung „Bürger“ (Citoyen) hörte derselbe selten aus französischem Munde. Kein patriotisches Lied ward in Weilburg von den Franzosen gesungen, keins von den Musikern gespielt. Dagegen wurde mehrerer kaiserlichen Regimenter aus neuerer Zeit und der braven Hessen aus den vorigen Feldzügen von Generalen, Offizieren und Gemeinen mit den größten Lobeserhebungen gedacht. Der Wunsch der französischen Soldaten nach Frieden war allgemein.

Zum Schluß sei noch der Klugheit eines schwäbischen Bauern gedacht, der sich die plündernden französischen Soldaten aus seinem Hause zu schaffen wußte: Er zerstörte in seiner Wohnstube zwei Bienenstöcke. Als die plündernden Franzosen in die Wohnstube eintraten, fanden sie den Auserhalt unter den erzürnten Tieren doch zu unbehaglich. „C'est insupportable!“ (Es ist unerträglich) so riefen sie aus und machten ihren Besuch lieber im Nachbarhause.

Rebe, Bergerebach.

§§§

## Altnassauer Allerlei.

Wc. Gegen die Altnassauer Wildddieberei. Noch heute kann sich das Nassauer Land, was Wildreichtum anlangt, den geeignetsten Gegenden Deutschlands ebenbürtig zur Seite stellen. Weit größer aber noch war der Wildbestand in ihm vor hundert Jahren. Da war es natürlich klar, daß das nächtliche Gewerbe der Wildddiebe blühte. Und zwar war die Zahl der Wildddiebe derart groß, daß durch sie die öffentliche Ordnung und allgemeine Sicherheit ernstlich gefährdet wurde. So hatte die herzoglich nassauische Regierung, um der Wildddieberei im Herzogtum zu steuern, bereits im November 1816 scharfe Strafbestimmungen erlassen. Jedoch, wie sie sich selbst gesehen mußte, war dadurch die Unterdrückung des verderblichen Ganges der von Ackerbau und Handarbeit lebenden Volksschicht zur Wildddieberei nicht allenthalben erreicht worden. Deshalb verbot sie im Juli 1824 den Jagdberechtigten, „um jede Gelegenheit zur Befriedigung einer leicht in schädliche Leidenschaft ausartenden Jagdlust ganz zu entfernen“, solche Personen, die sich „durch ihre tägliche Handarbeit“ den Lebensunterhalt verdienen mußten, auf die Jagd als Schützen mitzunehmen. Doch erneut liefen aus den verschiedensten Orten des Herzogtums Anzeigen über Wilddfrevler ein. Daher wurden anfangs August 1825, also vor nunmehr 88 Jahren, „zu möglichster Verhütung dieses gefährlichen, stets eine Pflanzschule kühner Verbrechen bildenden Gewerbes“ neue wesentlich schärfere Bestimmungen erlassen: Der Besitz von Gewehren, die in einzelne Teile zerlegt werden konnten, wurde ganz verboten. Solche Gewehre mußten binnen vier Wochen an das vorgesezte Amt abgeliefert werden. Diejenigen Personen, welche im Verdacht standen, Wildddiebe oder Helfer zu sein, wurden von herzoglichen Beamten ununterbrochen beobachtet. Verschärft sich der Verdacht gegen eine solche Person, dann konnte diese unter Polizeiaufsicht gestellt werden. Solchen Verdächtigen waren vielfache Beschränkungen auferlegt. Ihnen war verboten der Besitz von Schießwaffen und der Handel mit Wild, im allgemeinen auch der Aufenthalt in Waldungen außerhalb der Wege. Weiter wurden bei ihnen von Zeit zu Zeit durch die Ortsbehörden „Hausvisitationen“ abgehalten. Eine Entfernung über die Gemarkung des Wohnorts hinaus bedurfte einer besonderen Erlaubnis, die erst „nach Angabe triftiger Gründe“ vom Ortsschultheißen erteilt wurde. Jedermann, der künftighin Wild transportieren wollte, bedurfte dazu eines Wildtransportcheines, den Jagdeigentümer, Jagdverwalter oder Pächter ausstellten. Alle, denen die Aufrechterhaltung der Landes-

sicherheit oblag, z. B. die Oberförster, Schultheißen, Förster, Feldschützen, Polizeidiener und Chauffewärter — desgleichen die zum Dienst kommandierten Reservisten — waren befugt, die Wild transportierenden Personen anzuhalten und von ihnen Vorzeigung des Transportcheines zu verlangen. Befaßen die Transporteure einen solchen nicht, dann wurde das Wild zum Vorteil des Anzeigenden konfisziert und der Transporteur „zu einer Anzeigengebühr von 1 Gulden an den Entdecker verurteilt“, desgleichen wurde eine Untersuchung über die Herkunft des transportierten Wildes eingeleitet. Der Wildddieb selbst wurde in besonders schweren Fällen mit Zuchthaus von mindestens zweijähriger Dauer bestraft. Zugleich wurde ihm bei Strafe verboten, jemals wieder ein Gewehr zu führen. Aber auch wenn eine Überführung des Betreffenden nicht möglich war, konnte dieser in die „Anzeigengebühr“ verurteilt und aus Rücksicht für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit auf die Dauer von 3 Monaten bis 5 Jahren seine „Einsperrung im Korrekthaus“ von der Landespolizeibehörde verfügt werden.

C. T. Der letzte Heidenzug im Amte Cleberg im Taunus im Jahre 1809. Wie sich die Sitten gemildert haben im Laufe eines Jahrhunderts! Vor einem Jahrhundert wurden vier arme Zigeuner zu Usingen an dem sogenannten Galgenberge hingerichtet, ohne irgend einen anderen Grund, als weil sie eben so unglücklich waren, Zigeuner zu sein. Entsetzlicher Irrtum der Menschen, der die abscheulichsten Grausamkeiten kaltblütig verübt, indem er sich überredet, daß es der Gottheit zu Ehren geschehe! Aber was Lessing in seinem Nathan und Herder in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität gelehrt haben, ist gewiß nicht ohne Wirkung geblieben, denn wie jetzt Millionen Menschen leben, welche den Religionshaß als dem Christentum ganz zuwider verurteilen und die Ansicht allenthalben verbreitet ist, daß man die Menschen nach ihren Handlungen und nicht nach ihren Worten und ihrem religiösen Bekenntnisse beurteilen müsse, so haben wir von der Ermordung andersglaubender Menschen gar keinen Begriff mehr, und wir würden die Greuel, die uns die Geschichte in dieser Hinsicht erzählt, nicht glauben, wenn uns dieselben nicht von den glaubwürdigsten Zeitgenossen und oft mit der größten Unbefangenheit und Arglosigkeit erzählt würden. Heutzutage ziehen auch noch Zigeuner durch Stadt und Land Usingen, aber sie erregen kein größeres Aufsehen, als daß die Kinder ihnen nachlaufen. Dieser Umstand gibt Veranlassung, eines seltsamen Possensvieles zu erwähnen, das sich im Usinger Land im Amte Cleberg aus alten Zeiten bis zum Jahre 1809 erhalten hatte. Die folgende Erzählung entstammt altenmänniger Quelle. Der damalige herzoglich nassauische Amtmann zu Cleberg, zu welchem Amte die vier Ortschaften Brandobendorf, Cleberg, Ebergöns und Oberkleen gehörten, erzählt den letzten „Heidenzug“ auf folgende Weise. Bei dem Ausbruch „Heidenzug“ sei zuvor daran erinnert, daß früher wie noch oft heute die Zigeuner „Heidnii“ genannt wurden, obgleich sie gemeinlich christlichen Bekenntnisses waren. Im Jahre 1809 — so erzählt der Amtmann — kam eines Tages der damalige Feldgerichtschöffe Jung von Brandobendorf zu mir und sagte: „Herr Amtmann, wir müssen auch jetzt den Heidenzug abhalten.“ Ich war erstaunt und auf meine Frage: wozu und wofür? und was der Heidenzug sei? sagte er: „Das ist eine uralte Sitte und so oft der Heidenzug gehalten wurde, war es Gebrauch, daß der Amtmann demselben beiwohnte, wofür er auch immer seine Diäten erhalten hat.“ Nun wurde die Sache angeordnet und es versammelte sich aus den genannten vier Ortschaften eine starke Mannschaft mit Spiezen und Trommeln unter Anführung des Beamten, welcher der Seltamkeit und des Scherzes wegen auf das Ansinnen einging. Der Zug dauerte einen ganzen Tag; er ging in feierlicher Stille durch die Wälder und Felder, aber sobald man sich einer der vier obengenannten Ortschaften näherte, erhob die Mannschaft ein lang anhaltendes, lautes und wildes Geschrei, wobei die Trommeln fortissimo gerührt wurden, kurz, ein Lärm gemacht wurde, der Menschen rasend machen konnte und dies alles zu dem Zwecke, „die Heiden aus den Dörfern zu vertreiben“, obgleich lange Zeit hindurch gar keine in der ganzen Gegend gesehen worden waren. Das war der letzte Heidenzug in jener Gegend, die letzte Spur eines alten Gebrauchs, der vielleicht in alten Zeiten, als die Zigeuner noch im Verdachte der Brandstiftung und jeglicher Spitzbüberei standen, einen vernünftigen Grund hatte, der aber schließlich zu einem Possenspiel zusammenschrankte.